

dtv

Bauer und Schauspieler, Politiker und Philosoph, Lover und Widerständler: Bierbichler ist vom bayrischen Stamm der Brecht & Valentin & Achternbusch. Fest verwurzelt in seinem inzwischen legendären Gasthaus »Zum Fischmeister« im dörflichen Ambach am »Würmsee«, wählt er diesen Ort auch als Schauplatz seines Buches. Hier, im weitläufigen Obstgarten, lebt Kaspar, sein Alter ego, der im Verlauf des Jahres eine unvorstellbare Metamorphose erlebt: Nach dem Verlust der Sprache und der Explosion seines Hirns entwickelt er sich, tief in die Erde gepflanzt und mit Hilfe mancher Flasche Obstler, zu einem Fleischbaum, als der er sich mit dem Ich des Erzählers zu einem neuen Wesen vereinigen wird. – Ein Buch der radikalen Fragen: an das Theater, an die Gesellschaft. Und nicht zuletzt an sich selbst.

Josef Bierbichler, geboren 1948 in Ambach am Starnberger See, ist einer der großen und das deutsche Theater prägenden Schauspieler. Er war »Mein Herbert« in dem Stück seines Freundes Achternbusch, er war Müllers »Philoktet«, Marthalers »Faust« und Lopachin in Zadeks »Kirschgarten«. Er spielte in Michael Hanekes Filmen »Code Inconnu« und »Das weiße Band«, in Jan Schüttes Film »Abschied den alten Brecht« sowie in Hans Steinbichlers »Winterreise«. 2011 erschien sein Roman »Mittelreich«.

Josef Bierbichler
Verfluchtes Fleisch

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für Simon

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2011
2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2001 Verlag der Autoren, Frankfurt am Main
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Catherine Collin unter Verwendung
einer Fotografie von © photonica/Johner
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13161-2

Der Herbst hat heute einen guten Geruch. Auch fehlt ihm noch die Traurigkeit. Der See liegt wie ein silbernes Tablett. Kein Boot scheint darauf zu verrutschen. Sie stehen wie die Raubfische. Es ist ein langes, aber gespanntes Warten. Und ganz langsam schleicht die Müdigkeit heran.

Unruhe keimt in den trägen Sinnen des Vogels. Aber nur die Katze kennt das Ziel. Als das gezähmte Raubtier zum Sprung ansetzt, bricht das Unwetter über den See herein.

*

Im stillgelegten Kiosk, der nun als Gartenhaus dient, saß Kaspar und hatte einen endgültigen Beschluss gefasst. Während der niederschlagende Hagel den See kochen ließ und seine Oberfläche zu Millionen kleinster Geysire stülpte, während die toten Körper der erschlagenen Katze und des zerbitzenen Vogels im Eisregen eingelegt sich streckten, riss Kaspar sich im hölzernen Schutzraum die alte Haut vom Leib. HIN-WEG schrie er, HIN-WEG; und einen Augenblick lang vertrieb sein Brüllen die brüllende Natur völlig aus dem Häuschen. Mit einem dritten HIN-WEG riss er die Tür auf und stürzte sich ins Freie. Das hämmernde Eis schliff sein rohes Fleisch zurecht, und das Blut spritzte in kleinsten Fontänen. Von einem Baum knöpfte er einen gelben Apfel und biss hinein.

Lange wollte er es sich nicht eingestehen, der herandrängende Begriff schien ihm zu gewagt unpassend, jahreszeitgemäß – aber der frisch gepflückte Apfel schmeckte frühlingshaft. Als er davon irritiert den alten Obstgarten durchblickte, kehrte daraus die Traurigkeit zurück. Das vertraute Gefühl der Einsamkeit hatte ihn wieder.

Nur so brauchbar hatte er dieses Gefühl noch nie gespürt wie jetzt: Wie Pflaster schmiegte es sich an sein rohes Fleisch, stillte nach und nach sein flüchtiges Blut und wurde neue Haut. Kaspar war endlich bei sich angekommen.

*

Zuerst muss ich meinen Kreislauf in den Griff kriegen oder mein Blut in die Adern. Jedenfalls dieses Knistern und Knirschen, das von den Halswirbeln über den Hinterkopf heraufzieht und sich im rechten Ohr ablagert. Dieses Geräusch ist so unbefriedigend, weil daraus nichts zu hören ist. Man kann nichts zwischen dem Knistern und Knirschen hören, so wie man etwa zwischen Zeilen lesen kann; oder Zwischentöne hören. Der Arzt sagt, es sind Verspannungen in Schultern und Genick, der Theobald. Will er mich da hinkriegen, wo er den Tillmann schon hingekriegt hat? Der ihn auch aufsucht, allerdings mit einer großen Leber. Will er etwa Einfluss nehmen mit seinen

bedrohlichen Diagnosen auf das zu Schreibende? Ich weiß es nicht. Ich will es ihm nicht unterstellen. Ich merke nur, wie geschwätzig ich werde bei dem Gedanken, dass das Knistern und Knirschen aus der Seele kommen könnte.

*

- Warum singst du nicht mit den Anderen?
- Mir ist kalt.
- Du singst nicht weil dir kalt ist?
- Wegen.
- Warum grüßt du nicht die Fahne?
- Ich kenne nicht.
- Warum hebst du nicht die Hand?
- Die brauche ich noch.
- Wofür?
- Für Zittern.
- Du brauchst deine Hand zum Zittern! Warum?
- Mir ist kalt.

Dialog zwischen einer KZ-Aufseherin und einem achtjährigen Mädchen jüdischer Herkunft aus Ungarn nach der Ankunft in Auschwitz.

Das stimmt aber nicht. Es ist der Dialog zwischen einem südvietnamesischen Kind, das sich zur Behandlung einer Kriegsverletzung vier Jahre lang in Deutschland aufgehalten hatte, und einer Kinderbetreuerin. Die Befragung geschah einen Tag nach

der Rückkehr des Kindes während eines offiziellen Empfangs durch andere Kinder, die zur Begrüßung ein nationalistisches Kriegslied sangen, so ähnlich wie: Wir sterben für das Vaterland.

Ich bin von einem freundlichen Herrn aufgefordert worden, ein Buch zu schreiben. Soll ich fantasieren, oder soll ich herausfinden, wie weit die Wahrheit noch entfernt ist, wenn man ihr besonders nahe gekommen zu sein glaubt?

Ich werde mich wohl am besten erst einmal auf mich zurückziehen. Vielleicht kommt ja etwas auf mich zu?

*

Lieber Peter, ich sitze im Flieger nach Paris und fliege zum Film. Ein Bauer fliegt nach Paris, um dort einen Bauern zu spielen. Das Ganze heißt ländlicher Strukturwandel. Ich lese gerade in der Zeitung die Besprechung eines Buches über Max Weber. Ein Leserbrief von Max Weber aus dem Jahr 1916 wird zitiert, in dem er die Kirchen bittet, sich mit ihren pazifistischen Beiträgen aus der Kriegsdebatte herauszuhalten, weil es bei staatlicher Politik immer um Macht geht, im Krieg im Besonderen, und ein ganzes Volk geschwächt würde, wenn dieses Machtpragma in Frage gestellt wäre. Der Buchbesprecher schreibt dann weiter, dass Luhmann und Habermas diesen

Grundgedanken übernommen hätten: Es geht bei staatlicher Politik ausschließlich um Macht, und deshalb soll und kann hier nur mitspielen, wer den Erhalt und die Erweiterung der Macht zum obersten Prinzip erhebt. Mir fiel gleich Goetz ein mit seinem Satz: »Die Macht, und die Kunst sich ihr zu unterwerfen«, dass Du mir mal erzählt hast, dass Goetz luhmanisiert sei, dass er alle Gesellschaftsbücher von Luhmann gelesen hätte. Und er, Goetz, bündelt das in einem Satz. Einem unfertigen. Supergenau.

Weiter heißt es, dass das Individuum mit verschiedenen und immer wieder gegensätzlichen Wertanforderungen konfrontiert ist, und wenn es etwas in der Gesellschaft ausrichten will, sich dem zu fügen hat, auch wenn es dabei zu widersprüchlichem Verhalten gezwungen ist. Wer sich dem nicht unterordnet, heißt das, wer sich den Werten der jeweiligen Handlungssphäre nicht fügt, verhält sich irrational und verantwortungslos. Oder?

Aber das heißt es gerade nicht. Das lese ich jetzt, da ich Dir schreibe, ganz anders. Es heißt nämlich: Wer das nicht kapiert, ist einfach blöd. Von Verantwortung und so fadem Zeugs steht da gar nix. Wie man sich täuschen kann! Und trotzdem kotzen mich die an, die wissen, wie es geht und es auch tun. Die, die an den Windmühlen vorbeireiten oder mit ihrem besseren Wissen noch nie einen Stein den Berg hinaufgerollt haben. Mich

reizt es immer noch viel mehr, zu wissen, wie es ginge, es aber trotzdem nicht zu tun. Aus dem einen Grund: Dass ja nie die Gefahr aufkommt, von den anderen wirklich geachtet oder gar geliebt zu werden. Ich will sie als meine Feinde!

Viel gebumst wird anscheinend nicht in Paris. Zumindest nicht herkömmlich, so wie ich es daheim in der Scheune gelernt habe, weil ich ständig Paare vorbeigehen oder in meiner Nähe sitzen sehe, die meist gleichgeschlechtlich, aber ohne gleichgeschlechtliche Ausstrahlung sind. Also so ungepaarte Paare halt. Zwei hocken direkt vor mir und reden den harten Akzent der Osteuropäerinnen, und eine hat schon zweimal hergeschaut, und unter ihrem hochgerutschten Unterhemd sehe ich einen riesigen Knutschfleck direkt auf dem Beckenfleisch. Sakkra, sakkra. – Gut dass da jetzt der Wein kommt, der mir wieder etwas Selbständigkeit zurückgibt, und dass der umgerechnet oder ausgerechnet zehn Mark kostet, regt mich schon gar nicht mehr auf. Denn dann müsste mich jetzt auch der lange Zinken aufregen, den der Knutschfleck im Gesicht trägt, und der sie aussehen lässt wie den jungen Depardieu. Eine Einsicht, die mir sagt, dass die zwei doch Französinnen sind, und ich mich mal wieder vertan habe. Vertan. Ja. Aber noch nicht verausgabt. Noch ist alles drin. Also nur keine Aufregung!

Kurzum – es ist jetzt der nächste Tag, Dienstag der 13. Juli, und ich sitze in einem Café neben Nôtre Dame, und um mich rum sitzen viele Menschen und reden laut und sagen sich alles und ich verstehe nichts. Ich kann Dir gar nicht sagen, Peter, wie wohl ich mich fühle! Wie angenehm es ist, unter Menschen zu sein, ohne ihrem Bildungsstand ausgesetzt sein zu müssen, dem Querschnittsgedanken einer Gesellschaft sozusagen, wie das Wort schon sagt: Einer Behinderung, Lähmung, die im heimischen Land wie eine abgeschnallte Prothese zwischen den Tischen hin- und herhüpfen würde, und gerade den Tisch, an dem du selber sitzt, mit der größten Penetranz zu bespringen scheint. Denn das, was uns wirklich voneinander trennt, ist die gleiche Sprache, und nicht immer kann man zum Voyeurismus aufgelegt sein.

Bevor ich aber wieder nach Hause komme, muss ich erst noch bei den Franzosen bleiben, weil schon wieder eine lauwarne Nacht vergangen ist, und heute der 14. Juli ansteht, den Franzosen ihr Nationalfeiertag, den ich mir auf jeden Fall geben will. An der Seine entlang reiten Hunderte in der Uniform der napoleonischen Soldaten. Weil ich am falschen Ufer stehe, sehen sie über die Entfernung aus wie Römer aus der Cäsarenzeit, was mir zeigt, dass Weg auch Zeit ist, und weil gleichzeitig über ihnen eine Bomberstaffel die Champs Élysées überfliegt, zeitlupenhaft langsam, wie herumstreu-

nende Elefanten, auch auf so sanfte Art bedrohlich, weiß ich, dass Zeit auch keine Rolle spielt. Sie ist einfach überflüssig. Und wer mir sagt, er habe keine Zeit, von dem weiß ich, dass er was im Schilde führt, und zwar etwas Gefährliches. Denn meist sind es Leute, die sich minderwertig fühlen, die keine Zeit haben, weil sie ständig darauf aus sind, etwas Hochwertiges schaffen zu wollen, um einem furchtbar am Selbstwert nagenden Gefühl etwas entgegenzusetzen. Tiam fällt mir da ein, und weil ich zu diesem Einfall prüfend in den Spiegel schaue, der in der Crêperie am Luxembourg Park direkt neben mir hängt, um in meinem Gesicht vielleicht einen Anflug von Schadenfreude zu erkennen, von der ich glaube, dass sie mich bei diesem Gedanken eben leicht gestreichelt hat, weiß ich jetzt zur Strafe, dass ich in keinen Spiegel mehr schauen darf: Ich sehe zu alt aus. So alt wie ich aussehe fühle ich mich zwar nicht, aber ich ahne, dass dieses Gefühl mich schnell eingeholt haben wird, wenn ich ihm zu oft in die Augen sehe. Ich bin kein mutiger Mensch. Und von Verdrängung halte ich nichts. Ich tue es lieber. Oder ist dieses französische Grabmahl, das sie Pantheon nennen, etwa nicht der bombastische Ausdruck eines staatlichen Größenwahns oder Minderwertigkeitskomplexes, was ja das gleiche ist, nur seitenverkehrt, aber nicht minder gefährlich? Oder dieser Nationalfeiertag mit Bombern und Panzern und Römern im Na-

poleonlook? Herrgott, dürfen wir froh sein, dass wir so etwas nicht mehr ertragen müssen, dass uns so ein chauvinistisches Getue seit fünfzig Jahren verboten ist. Dafür verzeihe ich ihnen ihr aufgeblasenes Großmachtgetue, das in der Vergangenheit Hunderttausenden von Afrikanern und Asiaten für immer das Leben und Millionen vorübergehend die Würde genommen hat, dass sie an diesem Verbot gegen die Deutschen und an dessen Überwachung zumindest beteiligt waren. Aber wie lange wird das noch halten?

Weil ich übrigens seit gestern, wo ich mit ihm das erste Mal zusammensaß, den Haneke, bei dem ich hier in seinem Film mitspielen darf, so gut zu verstehen glaube, habe ich das Gefühl, als könnte er mir nichts mehr erzählen, keinen neuen Horizont öffnen, gerade weil wir uns so gut verstanden haben gestern Abend.

Er hat was Jesuitisches. Es reicht ihm nicht, am Leiden der Welt zu genesen, sondern er muss das Leid der Welt sezieren. Ich habe nicht gesagt, es reiche ihm nicht, das Leiden der Welt zu genießen! Das bringt mir auch nichts. Wenn schon, dann genieße ich mein eigenes Leidensbedürfnis. Aber das geht niemand was an. Und die gekauften Deppen, die sich an ihre eigene Widerstandslosigkeit verkauft haben, die meine ich auch nicht. Was die genießen, ist ihr eigener Kot, den ihnen das Kapital aus

dem Arschloch zieht, um ihn ihnen als Konsumgut wieder ins Maul stopfen. Wer da noch glaubt, er würde genesen, ist schon gewesen. Nein! Damit hat Haneke nichts zu tun, schon überhaupt nichts. Haneke geht nur durchs Nadelöhr, das ist es. Und deshalb kommen Reiche immer wieder ins Himmelreich. Er tut von sich aus nichts dazu. Aber das ist es gerade. Da er das Leid der Welt aufschneidet und die Symptome sichtbar macht, das Leid aber nicht mindern kann, schafft er Alibis. Er dringt so tief in die Widersprüche ein, dass sie unerträglich zu werden drohen. Wer den Schmerz nicht erträgt, flüchtet in den Genuss. Vor allem jene, die es schaffen, sich am Zynismus als einem Konzentrat der unauflösbaren Widersprüche zu sättigen. Hanekes Problem ist das nicht. Es ist nicht das Problem der Kunst. Es ist das Problem einer Welt, die einen Teil ihrer Stimmen nicht erträgt. Deshalb nenne ich Haneke einen Jesuiten, weil die haushoch über den Würdenträgern der Kirche standen, moralisch und denkend, und gerade deshalb auch deren Weiterexistieren sicherten. Einer der unauflösbaren Widersprüche, dem die Kunst ausgeliefert ist. Reklamiere jetzt nicht die Gegenbeispiele, Peter, die grauen Hintermänner der Kirche, die oft Jesuiten waren. Das weiß ich auch. Aber die Jesuiten insgesamt konnten den Glauben. Konnten! Genau. Das ist das Wichtige. Weil es das Rare ist. Und der Gründgens konnte schließlich auch das Theater.

Unnötig zu sagen, dass der Haneke den Film kann. So ein seltsam aufregendes Drehbuch wie das, das er mir gegeben hat, und das ich ihm jetzt zurückgeben werde, habe ich nie gelesen. Wodurch ich mich nach dem Gespräch mit ihm so abgehandelt fühlte, war die Erkenntnis, dass er seine Kunst machen muss, in die Aussichtslosigkeit hinein. Ich beneide ihn einfach nur dafür, dass er getrieben ist, während ich mich immer selbst antreiben muss, seit ich nicht mehr auf dem Bulldog sitze.

Und so vergeht schließlich dann auch noch dieser Tag. Und ohne die geringste Beschönigung lässt sich dazusetzen: Und nicht das Leben. Denn das lass ich mir von so einem angemalten Flittchen nicht nehmen, das zwar ihr Instrument beherrschen mag, aber sonst nichts. Aber schon überhaupt nichts. Nicht mal das edelste aller Gefühle, nämlich das Feingefühl. Diesen lyrischen Hauch, der die aufwallende Erregung zart beschleicht und sie im letzten Moment vor ihrer Selbstwerdung als Gemütsbewegung dazu verführt, sich dem Gesetz ihrer Existenz im menschlichen Körper zu beugen und ihrer Gottheit die Frage zu stellen, dem Kopf: Willst du mich als Schrecken oder als Verführung? Und zuverlässig ist das Flittchen bereit, den Kopf verkommen zu lassen und dem Schrecken noch eins draufzugeben bis in den Vorhof der Hysterie. Ich lach mich kaputt. Das ist wenigstens nicht

langweilig. Und es ist ein neuer Tag. Meine Auf-sässigkeit gegen den Konformismus kann ihr nicht genügen, denn sie verkennt sie nicht einmal, da sie sie nicht einmal erkennt. Sie macht ihre Erkenntnisse im Trüben und begeht deshalb ihre Fehler im Klaren. Fehler, die für sie und alle anderen Trüb-seefischer keine sind. Das gibt ihr vor den anderen die falsche Sicherheit und mir ihr Misstrauen.

Aber es ist ein neuer Tag wie gesagt, und es ist auch schon wieder Abend, der Abend des 17. Juli, und morgen schon, also bald, ist der 18.

Peter, bis später.

Ja, bis später. Pressiert nicht.

*

»Ich kann dir den Zadek nicht erklären«, sagte ich zur berühmten französischen Schauspielerin auf ihre Frage. In English. Er ist eine richtige Sau und genießt es, mit dieser Eigenschaft die Schauspieler zu traktieren. Sein Problem ist das aber nicht. Es ist das Problem der Mimen, die sich das gefallen lassen. Und weil sie damit Erfolg haben, wird es so bleiben. Zumindest solange solche Menschen Schauspieler und Schauspielerinnen werden, die ein Selbstwertgefühl, einen Stolz nicht errungen haben und über Menschenbilder, die andere entwerfen, diesen Mangel beheben wollen. Ein legitimer Wunsch. Und manchen gelingt es, sich in

den fremden Figuren selbst zu suchen und manchmal sogar zu finden. Ein schönes Gefühl! Und reicher danach diejenigen, die es schaffen, diesen Moment des Glücks wieder auszulassen und von neuem auf die Suche zu gehen.

Einige aber, und ich fürchte, es sind die meisten, fühlen sich von Applaus und öffentlichem Wahrge-
nommenwerden endlich vom nagenden Gefühl
des Mangels befreit und richten sich im Gefundenen ein, im Selbstwertgefühl. Ein schrecklicher, ein folgenschwerer Irrtum. Denn immer mehr entwickelt sich nun ein abstraktes Selbstbewusstsein, ein falscher Stolz. Eine Entfremdung nimmt ihren Lauf, der alles ein- und untergeordnet wird als vermeintlicher Wahrheit. Wer in diesen Fluss geraten ist, nimmt nicht mehr wahr, dass es eine Wahrheit gar nicht gibt, nicht einmal eine persönliche. Und so entwickelt sich in jedem dieser Menschen ein Drama, das Schauspieler heißt und an Tragik nichts missen lässt. Ich spreche nicht von mir? Warum eigentlich nicht? Und was heißt das schon? Die Welt wird missverstanden als ein erkennbares Ganzes, das spielerisch zu entschlüsseln sei. Der Gott dieser Welt heißt Regisseur. Er erfährt alle Ehrfurcht vom Mensch bis zum Schwein, wird geliebt oder gehasst, je nach dem, ob die Furcht vor ihm oder seine Verehrung verdrängt wird oder durchlit-
ten: Unterworfen haben sich alle. Welche Wahrheit kann da schon herauskommen?

Naheliegenderweise die einzige, die es gibt und Lüge heißt, weil sie die Nichtexistenz der Wahrheit entlarvt. Gut, dass die Schauspieler das nicht wissen. Alle würden sofort ihren Beruf an den Nagel hängen. Alle wollen nämlich die Wahrheit sagen. Besonders im Fernsehen. Soll ich da dem Zadek vorwerfen, dass ich mich von ihm nötigen ließ, auf einer Probe diesen einfältigen Rittberger zu springen, von dem er glaubte, das sei etwas Bauerntypisches und sähe besonders wild aus und irgendwie naturgeil? Soll ich ihm vorwerfen, dass seitdem der kleine Zeh meines großen Fußes hässlich verkrüppelt ist und bei jedem Wetterumschwung weh tut, und er den Rittberger danach nie wieder sehen wollte? Ich fühle mich nicht in seiner Schuld, weil mein Rittberger ihm nicht gefiel, und ich nehme ihn nicht in meine, weil er mich den Rittberger springen ließ. Ich hätte diesen Sprung ja einfach verweigern können. Aber hätte er, Zadek, wenn er Deutschland 1934 nicht rechtzeitig verlassen hätte, seine Heimat, was immer das ist, hätte er zehn Jahre später den Schritt in die Gaskammer verweigern können?

Das hat mich schon sehr beschäftigt, der Hass, den ich empfand, nicht gegen Zadek, sondern gegen mich, und nicht wegen des Schmerzes, den ich spürte, sondern wegen der Einfältigkeit, die mich einen Rittberger springen ließ. Einen Rittberger! Dieses Wort allein! Klingt dieses Wort al-

lein nicht schon hassenswert? Entsteht ein Selbsthass allein schon durch die Beschäftigung mit diesem Wort?

Ich wollte mich damit nicht zufrieden geben. Zufrieden sowieso nicht. Aber vielleicht in einen Frieden? Aber ich will keinen Frieden mit der Geschichte. »Ich habe keine Angst vor ein paar Neonazis, die mir auf der Straße entgegenkommen«, hat Zadek einmal in einem Interview gesagt, »ich habe Angst vor dem Schuldgefühl der Deutschen«.

Ich will dieses Schuldgefühl nicht, und ich habe es auch nicht. Da bin ich mir fast sicher. Aber woher kam dann dieser Selbsthass? Warum richtete sich mein Hass nicht gegen Zadek? Weil ich Angst vor ihm hatte, und deswegen sprang ich in diesen von ihm verordneten Rittberger. Lächerlich! Ja. Aber warum hatte ich Angst vor ihm?

»Help me! Help me!« schrie einer in Todesangst aus dem See und ruderte wild mit seinen Armen. Ein Einheimischer trat ans Ufer und rief zurück: »Hättest du halt Schwimmen gelernt und nicht Englisch!« – Als ich diesen Witz der französischen Schauspielerin in englischer Sprache erzählte, verstand sie die Pointe nicht.

Das ist es! Wir sollen die Pointe nicht verstehen. Wir sollen den Witz nicht verstehen. Denn wenn es einen Deutschen Witz gibt, dann hat er sich im Programm der Judenvernichtung zur höchsten

Form verdichtet: Zur Identität. Zur Judenwitz-identität.

Der Witz der Deutschen ist, dass sie den Witz ernst nehmen. Den Auschwitz nennt Tabori das. Radikal liegt oft nahe an dumm. Aber meine Dummheit will ich wenigstens bestreiten. Wie einen Lebensunterhalt.

Warum fragst du mich auch nach Zadek, sehr verehrte Juliette? Nur weil du den *Kirschgarten* gesehen hast, der dir angeblich gefiel? Zumindest sagtest du das vor zwei Jahren zu mir, als du in Paris nach einer Vorstellung vor mir standest, wie eine graue Maus, und ich dich deshalb zuerst gar nicht erkannte. Nach deinem THANK YOU, dieser unsinnigen Floskel, die selten ehrlich, meist verlogen die Konversation zwischen Miminnen und Mimen nach der Tat, dem Theaterkunstattentat, dem Auftritt, wie es theatrical correct heißt, eröffnet, nestelte ich mir in English eine Antwort zurecht, mit der ich dir sagen wollte, dass ich sehr erfreut bin, dich kennen zu lernen: I AM AFRAID TO SEE YOU, sagte ich, und dann warst du weg, und wir haben uns bis heute nicht mehr gesehen. Mein English ist nun mal nicht von Oxford, und die Aufregung wegen dir hat mich noch mehr regionalisiert. Aber wie soll ich dir mit diesen Englischkenntnissen mein Zadekproblem nahe bringen, das du als Französin sowieso nie ganz verstehen